

Beate Ochsner, Anna Grebe (Hg.): Andere Bilder. Zur Produktion von Behinderung in der visuellen Kultur

Bielefeld: transcript 2013 (Disability Studies, Bd. 8), 311 S., ISBN 978-3-8376-2059-7, € 31,80

Behinderte Menschen als Motive medialer Abbildung werfen stets einen Schatten, weil ein Licht der Aufklärung sie von vorne anstrahlt. Dieser Schatten heißt Normalität, der nicht geworfen würde ohne den Behinderten; er selbst wiederum lässt sich nicht ohne diesen kontrastgebenden Schatten definieren. „Behinderung ist immer relational zur Nichtbehinderung zu denken“ (Vorwort, S.8), und jeder Begriff von Normalität wäre ohne eine Ästhetik des Abnormalen leer und nichtssagend.

Nicht um Behinderte in ihrer sozialen Situation zwischen Ausgrenzung und Integration (modern: Inklusion) geht es den Beiträgen dieses Bandes, sondern um die Frage: Welche ästhetischen Techniken machen aus den Objekten visueller Medien „Behinderte“? Die in der Tat „gelegentlich festzustellende Disparatheit der Texte“ (S.11) sehen die Herausgeberinnen als Chance, disziplinäre Praktiken innerhalb des interdisziplinär montierten Bandes aufeinander wirken zu lassen. Dies gelingt,

indem so mancher Beitrag, notabene, Schockwirkungen erzeugen kann, die eigentlich den hier begutachteten Medien vorbehalten sind.

Nie, so jedoch der Konsens der Beiträge dieses Bandes, ging es der Darstellung von Behinderten – sei’s auf Gemälden, Fotos, Romanen, sei’s im Film – nur um sachliche Präsentation oder medizinische Dokumentation, vielmehr wurde die Scham oder gar die „Blickobsession“ (S.10) für paradigmatische Absichten innerhalb eines Kulturkontextes instrumentalisiert. Ethische Forderungen, die sich aus Mitleid, Nächstenliebe oder Protektion Hilfsbedürftiger unmittelbar als Konsequenz ergeben, werden spätestens seit dem Mittelalter medial kommuniziert. Dieser Minimalforderung an die ethische Dimension einer Bildästhetik von Behinderten-Sujets gehen so ziemlich alle Beiträge nach.

Markus Dederich beschreibt die ethischen Diskurse angesichts der Behinderten-Wahrnehmung, beginn-

nend im Übergangsfeld von Philosophie und Medizin im 19. Jahrhundert, endend bei der Debatte um Humanität und Speziesismus (Arteinstufung von Behinderten zwischen Mensch und Tier).

„Fetale Anomalie“ untersucht Daniel Hornuff als Objekt seltsamer Lust auf Bilder pränatalen Lebens, von den selten dokumentierten Leichensezierungen Hochschwangerer im 18. Jahrhundert bis zum Kult der Ultraschallbilder für werdende Eltern. „Längst ist der Fetus zu einer Ikone der Populärkultur aufgestiegen.“ (S.90)

Sehr luzide beschreibt Irina Metzler die Bildtradition des behinderten Bettlers im Kontext des Martinswunders, bei dem der heilige Martin seinen Mantel mit einem Bettler teilt und ihm zum Lohn das Bild Jesu Christi mit eben diesem halben Mantel erscheint: Die Bildtradition vom frühen Mittelalter bis in die Renaissance diskutiert an diesem Bettler seinen Behinderten-Status und mit ihm seinen inneren Adel, der äußerlich mit körperlicher Unversehrtheit ausgestattet wird. „Der behinderte Körper wird ausgeschlossen, darf nicht dargestellt werden, ist als unästhetisch aufs künstlerische Abstellgleis geraten. Wo ‚der‘ Mensch das angebliche Maß aller Dinge ist, ist nur Platz für ‚einen‘ Körper, den normalisierten, perfektionierten, nicht-behinderten Körper“ (S.99).

Das besonders pikante Verhältnis der Behinderten-Darstellung zur Komik untersucht Claudia Gottwald in Antike, Mittelalter und Neuzeit, anknüpfend an Ästhetiken des

Hässlichen, und kommt u.a. zu dem Schluss, „dass Karikaturen unbewusst negative Bilder vom Anderen festigen und Vorurteile intensivieren.“ (S.132) Dieser Effekt wird selbst noch in politischen Diskursen für polemische Parteilichkeit instrumentalisiert.

„Fotografien körperbehinderter Kinder“ aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts können, so Philipp Osten in seinem materialreichen Beitrag, dem Bild körperbehinderter Menschen zu Verständnis verhelfen, wenn sie in Sozialmaßnahmen eingebunden sind, wenn sie „potentiell rehabilitierbar sind“, wie Osten am Beispiel der „Krüppelfürsorge“ zu jener Zeit nachweist. Diese Initiativen endeten jedoch in einer Katastrophe: „Den organisierten Krankenmorden nationalsozialistischer Ärzte fallen allein zwischen Januar 1940 und August 1941 mehr als 70000 Insassen von Heil- und Pflegeanstalten zum Opfer.“ (S.158)

Christian Mürner kontrastiert die Allegorie der „nackten Wahrheit“ mit den Geboten der Portraitästhetik, an Menschen stets nur das Schöne zu zeigen. Versehrtheit werde versteckt, ein Phänomen der „Verheimlichung“ (S.166), nebenbei gesagt, das Behinderte auch in unserem aktuellen Lebens- und Berufsalltag betrifft.

An die Ekelgrenze tritt Gunnar Schmidt mit seinem Blick auf „Fotografie der hässlichen Krankheiten im 19. Jahrhundert“, auf riesige Tumore, krankhafte Geschwülste, die seiner Meinung zufolge die Frage nach einer neuen Anthropologie aufwerfen.

Der Missbrauch fotografischer Dokumentation von Geisteskranken beschäftigt Susanne Regener als „Fotografien-wider-Willen“, so der Titel ihres Beitrags. Mit „Zwangsbildern“ klinisch internierter Behinderter haben die in Abwehrposen Abgebildeten Demütigungen hinnehmen müssen, um wissenschaftlicher – nein nicht Aufklärung, sondern Illustrationswut zu genügen. Diese Fotografien als „Vehikel der ärztlichen Blickarbeit“ (S. 217) sagen mehr über den Zwangscharakter der frisch entstandenen Psychiatrie aus als über den der „Behinderten“.

An der Collage der Aufsätze und ihrer Themen fällt auf, dass die medienästhetische Differenzierung stärker ausgeprägt scheint als die realen Formen von Behinderung. Pure Deformationen der Körper (Buckel), ihre krankhafte Behinderung (Geschwüre, fehlende Glieder), schließlich geistige Behinderungen müssten das gesamte Thema in mindestens drei Dimensionen erheben. Dem Band (allemaal dem Vorwort) ist vorzuwerfen, dass hinsichtlich ihrer Medialität keinerlei Differenzierung zwischen Formen von Behinderungen erwogen wird, sondern dies dem Zufall der Beiträger und ihrer Thematik überlassen bleibt: Für die Betroffenen und ihrer Interessenswahrnehmung, ihrer Teilhabe am Leben ist es entscheidend, was die Behinderung ihnen am Leben übrig lässt. Blinde, Demenzkranke, solche mit schweren Psychosen, Bucklige, Unfallinvaliden, sie alle hätten Anspruch auf je individuelle medialästhetische Reflexion ihrer spezifischen Behinderung. Hier ist die „Disability“-Forschung womöglich erst am Anfang. Auffällig ist ferner, dass die

meisten der Beiträge, nämlich zehn von fünfzehn, sich historisch orientieren; die Konzeption des Bandes hätte dies zu berücksichtigen. Die konkretesten Beispiele, hervorragend in ihrer Kasuistik, überzeugend in ihrer Interpretation, bleiben anfangs versteckt hinter einer szientifischen Ummantelung, deren Sprachgebrauch irritiert: Wieso heißt es im Untertitel „Produktion von Behinderung“? Wieso sprechen die Herausgeber von „Praktiken der Herstellung geistiger Behinderung“, wenn lediglich deren mediale Aufbreitung gemeint ist? (S.8) Zwei Philosophen, Deleuze und Agamben, entwerfen Figuren der Potentialität, um die Differenzierung zwischen Behinderung und Normalität zu verstehen. „Dabei macht der andere oder transversale Blick den Ort des Ausgeschlossenen als einen der Ordnung internen Ort aus, der in der vom skopischen Regime produzierten Ordnung als Lücke sichtbar, jedoch zugleich verdeckt wird.“ (S.8) Den Satz habe ich nicht verstanden. Das ist schade, da er an zentraler Stelle steht: in der Einladung, das Buch zu lesen.

Thomas Isermann
(Berlin)